

## Jugend in Stuttgart

*Wir drucken hier ein Kapitel aus den soeben bei Kohlhammer veröffentlichten Lebenserinnerungen des Obermedizinalrats Dr. Max Kohlhaas (1. 8. 1867 – 11. 1. 1952) ab und weisen unsere Leser nachdrücklich auf das in der Reihe Lebendige Vergangenheit als 3. Band erschienene Buch hin (brosch. DM 14.20, Leinen DM 16.80).*

Zu meinem frühesten Denken aus den Stuttgarter Jugendjahren gehörten die vielen Mäuse, die sich damals auch in sozusagen hochherrschaftlichen Wohnungen durchaus zu Hause fühlten. Mein Geburtshaus in der Alleenstraße 5 lag in dem erst nach Erbauung des Bahnhofs seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts besiedelten Viertel nördlich der Bahn, wo sich im Anschluß an die vornehmen Bauten der Friedrichstraße die diplomatischen Vertretungen in der Kronenstraße niedergelassen hatten. Württembergs souveräne Stellung, durch die Ehe des Königs Karl mit der Schwester des Zaren, der schönen Großfürstin Olga betont, kam zumal durch die Anwesenheit eines russischen Gesandten zum Ausdruck, der das Wappen mit dem Doppeladler, an offiziellen Tagen eine schwarz-gelb-weiße Fahne an seinem Hause zeigte; als ungewöhnliche Seltenheit war ein über den Gehsteig gebautes Wellblechvordach bestimmt, die Toiletten und Uniformen festlicher Gäste gegen schlechtes Wetter zu schützen. Später schlossen sich dort die Goethestraße mit ihren einheitlich durch Vorbauten italienischen Stils geschmückten Villen und ähnliche in den parkartigen Gärten am Hang des Kriegsbergs an. Im zweiten Weltkrieg ist diese ganze Pracht in ein wüstes Trümmerfeld verwandelt worden, in dem anstelle der Aristokratie der alten Residenz an den Zufahrtswegen zum neuen Hauptbahnhof (die Alleenstraße wurde nach 1945 nach den Geschwistern Scholl umbenannt) eine seltsame und nicht ungefährliche Unterwelt ihr Wesen treiben durfte und wo auch die Ratten, die im jahrzehntelangen Kampf des Fortschritts um die großstädtische Hygiene nahezu verdrängt gewesen waren, wieder angenehmere Verhältnisse fanden. So stellt der Achtzigjährige, der mit der Wandlung vom einstigen Württemberg über das Bismarckreich zu allen späteren Leidensstationen, auch den Weg von der behaglichen und engen alten Zeit in das stürmische moderne Treiben erlebt hat, trotz aller Bewunderung für die Errungenschaften des technischen Fortschritts mit Bedenken fest, wie wir es doch so herrlich weit gebracht\* . . .

\* Die Erinnerungen zeichnen das Bild von 1950, das abermals zwölf Jahre später kaum mehr vorstellbar war.

Noch in der Jugendzeit meines Vaters hatte die Residenzstadt eigentlich mit dem neuen Schloß aufgehört, an das sich der Schloßplatz als sandiger Exerzierplatz anschloß, und in meiner Kindheit waren die damaligen Außenviertel noch weithin mit grünen Flächen durchsetzt. So stieß mein Geburtshaus an den großen Garten des Hartmannschen Hauses (Friedrichstraße 14), wo einst der Dichter Lenau Herberge gefunden hatte, ehe er in geistiger Umnachtung in die Irrenanstalt verbracht werden mußte.

Als breiter Grünstreifen führten die „Anlagen“ – damals noch nicht durch die Ausdehnung des Bahnkörpers reduziert, der sich vielmehr vom alten Bahnhof ausgehend, auf bescheidene vier Gleislinien beschränkte – zum Rosenstein hinab, ein idealer Park für die Kutschen der vornehmen Welt des Hofes und für die Künste der Offiziere des Reiterregiments aus der benachbarten Kaserne, die man als Kind sehr bewunderte und die nur noch durch die Bärenmützen der „Feldjäger“, einer Leibtruppe aus den Zeiten des noch nicht gar lange verstorbenen Königs Wilhelm des Ersten, ausgestochen wurden.

Das Bild eines solchen Feldjägers, wie er als Tischgast meiner Eltern am Tag des Einzugs der siegreich aus Frankreich heimkehrenden Truppen seinen schweren Säbel in die Ecke stellte, steht ganz deutlich in der Erinnerung bewahrt, aus der so viele andere Kindheitseindrücke weggewischt sind; wie seine kriegerische Erscheinung hatten sich schon ein paar andere aus den Tagen des Auszugs 1870 und der Reichsgründung ins Gedächtnis des damals Dreijährigen eingegraben: deutlich das bunte Bild der ersten gefangenen Franzosen aus der Augustschlacht bei Wörth – wildaussehende Turkos, wirkliche Afrikaner, und Zuaven, die es diesen durch exotische Tracht an Furchtbarkeit gleich tun sollten; wir konnten sie auf der damaligen Eisenbahnbrücke über die untere Kronenstraße betrachten (sie wurde erst 1932 abgerissen), und an der Rampe beim Hauptzollgebäude in der Ludwigsburger Straße das Verladen unseres ersten Reiterregiments, wobei sich zu unserer Freude die Pferde äußerst störrisch zeigten. Dann ein Bild einer Siegesfeier – sicher war es die von Sedan, am 2. September 1870, als in den Weinbergen des noch unbebauten Stuttgarter Höhenkranzes überall jedes einzelne der kleinen Wengterterhüttchen mit Öl- oder Unschlitlämpchen illuminiert war; unser Vater führte uns Geschwister an den mit festlichen Inschriften erhellten Bahnhof

(heute Metropol-Kino), und jeder Bub kam sich ein bißchen vor wie der aus dem Gedicht des beliebten Hofpredigers Gerok, das fortan in allen Lesebüchern erschien: „Das war einmal ein Jubeltag: / Bei Sedan fiel der große Schlag! / Mac Mahon war ins Garn gegangen, / der Kaiser und sein Heer gefangen . . .“ und wie war uns Text und Melodie der „Wacht am Rhein“ ins empfängliche Gemüt übergegangen!

Später erst erfaßte das Bewußtsein auch die traurige Seite dieser glanzvollen Nachrichten, von der harten Abwehrschlacht vor Paris, in der die Stuttgarter Brigade bei den Dörfern Coeuilly und Champigny aushielt und blutete – vom Schicksal der hoffnungsvollen Söhne des Oberhofmarschalls Grafen Taube, die beide kriegsfreiwillig ins Jägerbataillon eingetreten waren und deren einer über der Leiche des anderen von der Todeskugel ereilt wurde; sie wurden auf dem Hoppenlau-Friedhof unweit der Gräber unserer Familie zur Ruhe gebracht, in dem stimmungsvollen Totenhain unserer Heimatstadt, der unter der Erbarmungslosigkeit des Luftkrieges nun auch so sehr gelitten hat.

Wenn meine frühesten Jugendtage so ganz unter den Eindrücken kriegerischer Ereignisse standen, die sich glücklicherweise damals fern von der Heimat abspielten, so berührten diese doch das Volk in seiner Gesamtheit längst nicht so unmittelbar wie die beiden wahrhaft totalen Kriege, die später unsere gesamte Existenz so sehr erschüttern sollten.

Eine allgemeine Wehrpflicht bestand im damaligen Königreich noch nicht; das Heer ergänzte sich zwar durch jährliche Aushebung, aber wer „gezogen“ wurde, konnte einen Ersatzmann stellen, wovon jeder Gebrauch machte, der einigermaßen die Mittel aufbringen konnte. Pech war es allerdings, wenn sich bei Eintritt des Ernstfalls der Ersatzmann drückte, und so wurde z. B. bei Ausbruch des 66er Krieges mein Onkel Emil Zoeppritz doch wieder herangeholt. Während er damals bei dem kurzen Kriegsverlauf nicht mehr ins Feuer kam, machte er den 70er Feldzug bis zum Ende mit; durch eine harte Lebensschule, er war als Junge gegen den Willen seines Vaters als Schiffsjunge zur See gegangen, wovon ihm nachher beim polytechnischen Studium bei seinen Altersgenossen der Kneipname „Seehund“ geblieben war, und mit seiner zähen Energie, die ihn als Mitgründer der Alpenvereins-Sektion Schwaben noch als Achtzigjährigen in die Bergwelt der Silvretta wandern ließ, war er den Kriegsstrapazen wohl gewachsen; ein Ausschnitt der Kriegsaufzeichnungen dieses ausgezeichneten Mannes zeigt, wie sehr auch damals der Alltag des soldatischen Erlebens weit mehr von den wich-

tigen Fragen des Magens, des Quartiers und des Wetters als von strahlenden Ruhmestaten bestimmt war. Daß im heimischen Bürgertum die Freude am Kriegshandwerk und Soldatenstand keineswegs mit der gleichen Selbstverständlichkeit gepflegt war wie in Preußen, lag sowohl in der ganzen politischen Vergangenheit und nicht zuletzt im Fehlen eines ausgesprochenen Schwertadels begründet – doch alle Stände nahmen unterschiedslos aus ganzem Herzen an dem Jubel teil, mit dem die siegreich Heimkehrenden am 15. Juni 1871 begrüßt wurden.

Am Tübinger Tor war ein Triumphbogen errichtet mit der Inschrift: „Die Ihr geschlagen Frankreichs Heere, / gerettet unsre deutsche Ehre – / Euch Helden von der Marne Strand / bringt seinen Dank das Vaterland . . .“

Am andern Tag großer Festzug von Gruppen der Gewerbe, den ich aus der Wohnung meiner kurz zuvor verstorbenen Großmutter Kohlhaas (geb. Heugelin) in der Königstraße 17 betrachten durfte, wobei ich im eifrigen Winken ein Taschentuch aus dem Fenster fallen ließ. Unter ungeheurem Jubel zog der Kronprinz von Preußen, nun der Erbe und die Hoffnung der deutschen Zukunft, in Schwabens Hauptstadt ein – noch deutlicher steht mir seine reckenhafte Erscheinung vor Augen, als er mit seinem Vater, dem alten Kaiser, im Jahre 1876 Stuttgart besuchte, mit ihnen auch der berühmte „rote Prinz“, Friedrich Karl von Preußen in seiner Husaren-Uniform. Tagelang zogen wir Schüler damals immer wieder vors Schloß, um immer aufs neue Hurra zu rufen oder gar ein Lächeln des freundlichen alten Kaisers zu gewinnen, das man möglichst auf sich persönlich bezog. Besonders in Erinnerung blieb mir der Festschmuck der österreichischen Gesandtschaft am Hause Wilhelmstraße 12 (später Möhrlein), ein Zeichen, wie sich aus dem langen Kampf um die Vorherrschaft wieder eine bewußte Pflege deutschen Zusammengehörens entwickelte, die unserem Südwesten ohnedies ebenso selbstverständlich galt.

Hier lebte der Reichsgedanke noch im Nachklang der Stauerzeit, und der Begriff der Reichssturmflagge war mit dem nahen Markgröningen verbunden, dem Ort der Herkunft der Familie Kohlhaas, zu dem man, wie nach Ludwigsburg, mit dem Vater am Sonntag zu Fuß auf staubigen Landstraßen pilgerte. Bis 1866 wurde überwiegend Österreich, das unsere Heimat so oft, wenn auch nicht immer erfolgreich, gegen Einbruch und Brandschatzung verteidigt hatte, als legitimer Hort dieser Überlieferung angesehen. Die für die heutige Generation kaum mehr verständliche Verbundenheit mit einem fürstlichen Hause, das persön-

liche Mitfühlen mit seinem Unglück, sprach sich bestimmend bei meiner Namensgebung aus, als ich im Jahr 1867 zur Welt kam, kurz nachdem der habsburgische Kaiserbruder Maximilian bei seinem abenteuerlichen Zug nach der mexikanischen Krone durch die Juaristen erschossen worden war. Daß Republikaner, Halb-Indianer, an einem Sohn des Erzhauses ohne Gnade ihr Standrecht vollstrecken konnten, war für die Begriffe der damaligen Welt etwas geradezu Unvorstellbares, und die Tragödie von Queretaro hat die Gemüter noch lange beschäftigt; sie ist nicht die einzige in diesen Häusern von Gottes Gnaden geblieben.

Gegen manche Eigenschaft des nach 1870 gebieterisch auch im Süden sich eindringenden Preußentums hat sich mein Vater lebenslang mit großen Vorbehalten gestemmt, und doch waren wir alle damals stolz auf unser geeintes neues Reich und seinen Gründer; mit welcher Freude brachte ich 1876 beim Abschluß der damaligen Hayer'schen Elementarschule als Preis ein Büchlein nach Hause, das die Ruhmestaten des 70er Krieges und auf dem Titelblatt in bunten Farben schilderte, wie Napoleon dem siegreichen Preußenkönig seinen Degen übergab (ein Vorgang, von dem man später lernte, daß er sich, wie so manche romantische Situation, doch nicht gerade so abgespielt habe).

Die einzigen Schatten über dieser glücklichen Zeit kamen von einigen Lehrern, die uns und damit auch unsern Eltern manchen Kummer machten, da sich erst später ihre Geisteskrankheit herausstellte, als der eine in eine Irrenanstalt kam und der andere sich wegen verschmähter Liebe den Hals abschnitt. So lernten wir früh die Problematik geistiger Defekte bei Trägern unumschränkter Machtstellungen kennen. Unsere übrigen Schuljahre verliefen unter guten Lehrern recht angenehm, abgesehen von kleineren Zusammenstößen, die nicht lange nachgetragen wurden.

Die Eltern waren, da ein Umzug zu jener Zeit kein gewaltiges Problem war und mit dem Heranwachsen der drei Kinder mehr Raum benötigt wurde, im Jahr 1873 zunächst in die Kronenstraße (Nr. 37) gezogen, eine Sackgasse, die wir mit den erst langsam zur Bebauung kommenden Bauplätzen ohne Gefahr für unsre Spiele benutzen konnten, während man heute in ständiger Sorge sein muß, wenn sich die Enkel in den verkehrsreichen Straßen bewegen. Zu dem, damals einzigen, Eberhard-Ludwig-Gymnasium in der Gymnasiumstraße hatten wir einen ungefährlichen Schulweg. Später, als der Vater in die Nähe des neuen Justizgebäudes in die Uhlandstraße Nr. 15 B umzog – die einzige Wohnstätte meiner Jugendjahre,

die aus dem Unheil der Hitlerzeit erhalten geblieben ist – wurden mein Bruder und ich bei der Aufteilung nach Wohngegenden der Schülergruppe dem 1881 neugegründeten Karlsruhgymnasium zugewiesen, zwischen Tübinger und Furtbachstraße, das seither schon die dritte Generation unserer Familie gesehen hat. Nur wurde zu meiner Zeit dem Auswendiglernen griechischer Verse eine weit größere Bedeutung zugemessen, und ich habe an dieser Stärkung des Gedächtnisses nicht schwer getragen.

Die markanteste stadtbekannteste Figur unserer Schulpotenzen war der Mathematiklehrer Löckle, dem von seinem Fach eine gewisse besondere Trockenheit anhaftete. Einmal versprach er in einer seltenen Anwendung guter Laune, uns einen „Schwank aus seinem Leben“ zu erzählen – wir lauschten gespannt, doch die Pointe war nur, daß er auf einer Reise inmitten der Naturschönheiten des Gotthard seinen Reisegegnossen ohne Hilfsmittel die Meereshöhe errechnen konnte, weil er seine Logarithmentafel auswendig im Kopf hatte. Noch in späte Jahre verfolgte mich seine Erinnerung, wenn ich ihn als alten Herrn auf die Straßenbahn warten und, um den Schaffner ganz gewiß zum Halten zu bestimmen, als Signal seinen Regenschirm aufspannen sah!

Als besonderer Eindruck meiner Jugendjahre ist mir der Winter 1879/80 als der kälteste, den ich je erlebte, in Erinnerung. Man konnte in Stuttgart drei Monate lang ununterbrochen auf dem Feuersee Schlittschuh fahren. Der Neckar war lange Zeit fest zugefroren. Vom Eintrittsgeld der Schlittschuhbahn auf dem Feuersee wurde der Ruhepunkt auf der Wendeplatte über dem Westbahnhof erbaut. Wir haben manchen Fünfer oder Zehner dazu beigetragen; zweimal in der Woche war Musik, da kostete der Eintritt sogar 20 Pfennig für den guten Zweck der städtischen Verschönerung. Die kälteste Nacht war die vom 8. auf 9. Dezember 1879, in der der am Marienplatz aufgestellte Bretterzirkus Herzog abbrannte und dabei zwei Stallknechte ums Leben kamen. Als wir morgens bei 23° Reaumur in die Schule zogen, stürzten noch die von dem Brand rasend gewordenen Pferde des Zirkus in den Straßen einher.

Wie im Winter das Schlittschuhlaufen, so war im Sommer das Schwimmen im Neckar ein förderlicher Sport; man marschierte natürlich zu Fuß durch die Anlagen nach Cannstatt und zurück und sparte die Kosten der durch die Neckarstraße trabenden Pferdebahn. Auch im Rudern eigneten wir uns einige Fertigkeit an, obwohl es uns wegen der schlechten Boote und vieler Zusammenstöße unkundiger Fahrer von der Mutter streng verboten und auf dem damals noch

nicht regulierten Fluß auch tatsächlich nicht ungefährlich war. Doch gerade das Verbotene übt ja bekanntlich stets eine besondere Anziehungskraft aus.

Die große Volksbelustigung des Jahres, zu der man nur bei vorherigem besonderen Wohlverhalten mitgenommen wurde, war das herbstliche Fest auf dem Cannstatter Wasen; damals trug es, nach dem Sinn seiner Einrichtung durch König Wilhelm I., noch ganz den Charakter einer landwirtschaftlichen Leistungsschau, und aus der Bewirtung der Teilnehmer entwickelte sich erst nach und nach das „Volksfest“, das schließlich den ursprünglichen Zweck ganz zurückgedrängt hat. Während später 3, dann 5, heutzutage gar 10 Tage lang nur noch gefeiert und von Männlein und Weiblein bedenkenlos Geld für das „Vergnügen“ verputzt wird, beschränkte sich das Feiern damals eigentlich nur auf den einen Haupttag. Märchenschlösser und Berg- und Talbahnen fehlten oder waren mindestens sehr viel primitiver; damals bestaunte man für wesentlich billigeres Geld noch seltsame Naturwunder wie „Löwenmenschen“, natürlich auch Schlangenbändiger, Kraftakte und dergleichen, die noch durch Ausrufer und Plakate angepriesen wurden, deren eines mir in Erinnerung geblieben ist: „Aber hier in Cannstatts Mauern / wäre jeder zu bedauern, / der sie nicht gesehen hätte, / hier die schöne und die fette – / Miß Wanda und Miß Estrella, die Sterne Dalmatiens!“

Fett zu sein gehörte bei diesen Damen damals noch mehr zum Schönheitsideal; so erinnere ich mich noch aus meiner Studentezeit, daß eine „Dame mit dem besteigbaren Busen“ gezeigt wurde, über deren Brustwölbung ein Brett gelegt war, das erklettern durfte, wer dafür Geld auszugeben geneigt war. Heute werden derartige Reize, von deren Bewunderung Jugendliche nicht nur ausgeschlossen, sondern von vornherein durch ihre Erzieher ferngehalten waren, als Filmreklamen sogar an der einst so vornehm-exklusiven Marquardt-Ecke zur höheren Ausschmückung des Schloßplatzes für alt und jung in knalligen Farben ausgemalt.

Wichtige Ereignisse wie der Türkenkrieg 1877 wurden in Panoramen, wo Osman Pascha mit geschwungenem Degen auf die Russen losging, und besonders aufsehenerregende Morde auf Bildtafeln mit begleitenden „Moritaten“ und rührender Drehorgelmusik produziert und brachten dem Veranstalter ein schönes Geld ein. Die Tonart solcher Gedichte, die Vischer-Schartenmeyer in seinem Gesang vom Helfer Brehm meisterhaft getroffen hat und von denen sich nur wenige noch in Kommersbüchern erhalten haben, entsprach den beliebten von Haus zu Haus getragenen

„Münchener Bilderbogen“, an denen Meister wie Busch und Oberländer gearbeitet haben. Sie verkörperten als letzte Nachfahren die ursprüngliche Form der „Zeitung“ (d. i. der Nachricht überhaupt) als fliegendes Blatt und gaben zugleich deutlich wieder, was das Volk interessierte; allein über die Wandlung des Humors und Witzes bis heute ließe sich an Hand dieser Bilderbögen manche Betrachtung knüpfen. An Stelle des Cowboys und Gentleman-Verbrechers galt die stille Neigung des Publikums damals noch dem edlen Räuber der Abruzzes, wie man sich Fra Diavolo und Genossen vorstellte:

„In dem Gasthaus zur Eidechse / zeigt man heute um halb sechs / Don Rinaldo Rinaldini, / den Bandit von Strombolini . . .“

Ein andermal hieß es:

„Aber unsres Jahrmarkts Freuden / sollten Unterbrechung leiden / durch ein streitend Bauernpaar . . .“

– und auch das war häufig zu sehen. Die Landleute, damals am Volksfest noch fast ausnahmslos in ihren malerischen Trachten, die Männer im langen Schwenker und roter Sonntagsweste, die Frauen je nach der Gegend in hohen Bandhauben oder Mützchen, silbergesticktem mit Münzen geschmücktem Mieder und weiten Faltenröcken, die Mädchen mit bunten Schürzen und weißen Wollstrümpfen, alles natürlich selbstgestrickt und -genäht, boten zwar anfangs meist ein Bild selbstsicherer Ruhe, späterhin aber wurden die Gesichter röter, und wenn sie dann einer zu hänseln suchte – schon der Verdacht genügte der schwäbischen Empfindlichkeit – oder wenn die besorgte Frau nach Hause drängte, gab es Lärm. Das sind ja leider auch völlig versunkene und vergessene Bilder, wo unsere Heimat doch noch weit mehr ihr eigenes Wesen zur Schau trug.

Ganz ländlichen Charakter trugen die Ortschaften vor den Toren wie Gaisburg und Gablenberg, das man über die alte „Esslinger Steige“ an der Wagenburg noch zwischen Weinbergen erreichte, die sich damals weit in die Stadt herabzogen. Im Herbst war da ein buntes Treiben mit Feuerwerk, ein schöner Brauch, der in alten Stuttgarter Familien wie bei meinem Schwager Oskar Haidlen in seinem „Güttele“ auf der Gänsheide in gastfreier Form noch lange Jahre hochgehalten wurde. Nicht anders war es auf der gegenüberliegenden Talseite: wer hätte gedacht, daß am weitentlegenen Kochenhof, Weißenhof oder Burgholz auf einmal Wohnsiedlungen entstehen würden! In den Gassen der Altstadt gab es noch zahlreiche Küfereien, es wurde eifrig gekeltert und gemostet, auch andere Flüssigkeiten wurden in Fuhrwerken mit großen Tonnen abgefahren, lange ehe die

„Schlauchartillerie“ die städtische Entleerung mit Dampfkraft vollzog, bis dann auch sie und ihre gelbgestrichenen Behälter durch modernere Systeme abgelöst wurden. Eine Erinnerung an alte Zeiten des Ghetto bildete noch der Name der „Judengasse“, die dann in „Brennerstraße“ umgetauft wurde. Dagegen hat sich der Versuch, den Vorort Heselach durch den Namen „Karlsvorstadt“ zu zieren, auf die Dauer doch nicht durchgesetzt.

Da die Zusammenarbeit der Länder des neuen Bundesstaates meinen Vater in jenen Jahren mehrfach dienstlich in Berlin festhielt, war die Mutter mit uns Kindern oftmals in der Sommerfrische auf dem Land; ein Brauch, der sich damals erst einzubürgern begann: wir lebten in Lorch in der „Rose“ sehr einfach und übten unsere Marschfähigkeit auf schönen Wanderungen zu den Erinnerungsstätten der Staufengeschichte, die die jugendliche Vorstellungskraft anregten. Ein andermal waren wir in Königsbronn im Brenztal mit unserer Großmutter mütterlicherseits bei deren Sohn Carl Holtzmann, der dort am Hüttenwerk tätig war; im nahen Unterkochen lernten wir auch das ländliche Vergnügen des Kegelschiebens kennen, und unvergeßlich blieb mir die kernige Gestalt des katholischen Geistlichen, der jeden kräftigen Zielwurf mit lauten Anrufungen der Jungfrau Maria begleitete; sicherlich war der Mann, der mit der Beanspruchung solcher Fürbitte für kanonische Begriffe etwas weitgegangen sein mag, der rechte Hirt für sein Schäflein, die um so offener mit ihrem Leid zu ihm kamen, je herzhafter er auch bei ihren Freuden mitmachte.

In der altwürttembergischen Heimat, in der seit der Reformation ein gelegentlich recht starres Luthertum herrschte, war uns der Gegensatz der Konfessionen, der um jene Zeit im preußischen „Kulturkampf“ gipfelte und in der Karikatur des politisierenden Priesters durch Wilhelm Buschs „Pater Filucius“ seinen Ausdruck fand, kaum zu Bewußtsein gekommen. Der Einfluß des Zentrums, das sich auf die feste Glaubensdisziplin der seit der napoleonischen Ära dem Lande zugeschlagenen Gebiete stützte und gegenüber der zunehmenden Schwächung des Protestantismus schließlich die entscheidende Position im Lande errang, stand damals noch in den Anfängen. Ich habe als Arzt und zumal im Kriege manch hervorragenden Geistlichen beider Bekenntnisse achten gelernt; was ich beiderseits an Beispielen von Unduldsamkeit, manchmal sogar an Sterbebetten erlebte, möchte ich der allgemeinen Unzulänglichkeit menschlicher Einrichtungen zuschreiben.

Die philosophische Richtung meiner Zeit war von

dem eben aufgegangenen Gestirn Friedrich Nietzsches bestimmt, über dessen Sätze z. B. mein jüngerer Bruder in seiner Universitätszeit nächtelang mit Freunden debattieren konnte; am naturwissenschaftlichen Weltbild rüttelten die Lehren Ernst Haeckels – mir hat als Erwachsenen die Berufsaufgabe praktischer Hilfsbereitschaft glücklicherweise nicht allzuviel Zeit für die theoretische Seite unserer Daseinsbestimmung gelassen.

Ein anderer Gegensatz, mit dessen angeblich historischem Ursprung in meinen alten Tagen viel Lärm gemacht wird, war uns völlig unbekannt: Da wir väterlicherseits auf Jahrhunderte zurück im Schwabenland wurzelten, die Mutter aber einer badischen Familie entstammte, bin ich wohl zu der Feststellung berufen, daß von einer Stammesfeindschaft überhaupt keine Rede war. In der harmonischen Ehe meiner Eltern konnte es, wenn die Mutter einmal sehr auf ihrer Meinung beharrte, höchstens vorkommen, daß unser Vater gutmütig nachgab mit den Worten: „Du bist halt aus Mannheim, und in Baden haben die Eier zwei Dotter.“

In Mannheim, dem Geburtsort meiner Mutter, hatte der Großvater Carl Holtzmann nur kurze Zeit als Professor der Physik am dortigen Lyzeum zugebracht. Seine Familie, die auf einen Bäcker und Bürgermeister zu Speyer und noch weiter auf Geistliche im Dreieck von Hannoverisch-Münden zurückgeht, hat manch bedeutenden Gelehrten – zumal Historiker und Orientalisten – hervorgebracht; mein Großvater stand als Direktor der unter seiner Amtsführung neugebauten Technischen Hochschule in Stuttgart, in der bis zur Zerstörung 1944 seine Büste aufgestellt war, noch am Beginn weiterer Ziele als Forscher, als er, zu früh für seine zahlreiche Familie, im Jahr 1865, erst 53jährig, an den Folgen einer Rippenfell-Entzündung starb; der Dichter Hofprediger Gerok hielt ihm im Stil der Zeit, die noch stundenlange Nachrufe kannte, eine für den heutigen Leser endlos wirkende Grabrede. Wenn man zwar dem berühmtesten seiner Schüler, Max Eyth, folgen will, der über die Trockenheit seines Vortrags stöhnte, so müßte seine Gabe mehr auf dem Gebiet des Forschens als des Lehrens gelegen haben. Immerhin war er nicht nur ein Mann der Wissenschaft, sondern auch der Tat, wie er im tollen Jahr 1849, als Leiter des badischen Hüttenwerks Albrück im Südschwarzwald bewies, als der Aufruhr ganz Baden ergriffen hatte und unter den schwarz-rot-goldenen Vorkämpfern manch abenteuerliche Gestalten mit der Hahnenfeder am Heckerhut ihre Ideen etwas gewaltsam propagierten. Der Großvater hielt die Freiheitshelden kaltblütig solange auf,

bis die Großmutter deren Ziel, die Hüttenkasse, im Kutschbock verborgen ins schweizerische Lauffenburg gerettet hatte. Sie hat uns manches Mal von den ungebeten Gästen erzählt, und von ihrer Kampfparole: „Hecker, Struve, Zitz und Blum, / kommt und bringt die Preußen um!“

Aber als dann wirklich die Preußen kamen, war der Spuk gar schnell verflogen. Auch wenn es, wie die Historiker erforscht haben, nicht wahr sein soll, daß der Freiheitssänger Herwegh, die „eiserne Lerche“ jener Revolution, von seiner mutigen Frau unter dem Spritzenleder ihres Wagens verborgen in Sicherheit gebracht worden sein soll, so hat es der Volksmund doch immer so erzählt und auch die Großmutter hat es nicht anders gewußt. Heute wird jenen Freischärlern aus posthumer Schau wohl mehr Lorbeer gewunden als ihre damalige Aufführung verdient hat.

Jedenfalls hat meine Mutter als Zeugin jener Tage oft berichtet, mit welcher Freude und Erleichterung sie die schmucken disziplinierten preußischen Husaren begrüßte, die damals die französischen und polnischen Schnapphähne, die uns die Freiheit bringen wollten, ihrer Wege wiesen.

An eine Zwietracht der Stämme im deutschen Südwesten dachte kein Mensch, als im Januar 1871 in den Abwehrkämpfen an der Lisaine die Badener mit ihrer Heimat auch die unsre gegen die neue französische Einfallsdrohung schützten. Ich selbst habe im ersten Weltkrieg in einem Korps an der Somme, das Württemberger und Badener in sich vereinte, bei beiden die gleiche Zusammengehörigkeit und Zuverlässigkeit gefunden. Für mich bildete der Schwarzwald so wenig eine Grenze wie für Eltern und Voreltern; die Landeswappen am Kniebis und andern „Grenzübergängen“ bedeuteten zwar, daß hüben ein König und drüben ein Großherzog „regiere“. Aber daß sie Feindschaften repräsentieren könnten, kam dabei wirklich niemand in den Sinn und man freute sich seines schönen Vaterlandes ohne törichte Vorbehalte. Teils mit den Eltern, teils durch gastfreie Verwandte lernten wir in den Ferien unserer Schülerjahre die schwäbische Heimat kennen, wie es damals wohl nur wenigen beschieden war – bald die Ellwanger Berge, bald den Schwarzwald um Calw dank dem Onkel Zoeppritz, der zu einer Zeit, die das Jugendwandern noch kaum kannte, mit Liebe und Geduld an die zwanzig Kinder von Verwandten und Freunden zu tüchtigen Märschen um sich scharte. Heute steht mancher weltabgeschiedene, in seinen gastlichen Einrichtungen damals mehr als primitive Platz groß in der Verkehrswerbung angepriesen als Zielpunkt unendlicher Autobusse, die ihre Insassen nach Verzehr der

pauschalberechneten Atzung und obligatem Postkartenversand wieder zu staubentwickelnder Weiterfahrt entführen . . . wir haben damals im langsameren Schritt-Tempo jene Gegenden buchstäblich erwandert; diesen Vorbildern getreu habe ich auch als älterer Mann zwar gerne den Kraftwagen benutzt, um in die Weite hinauszukommen, bin aber draußen konsequent auf Schusters bewährte Rappen umgestiegen; die ruhmvolle Überlieferung der schwäbischen Wander- und Heimatvereine habe ich, dem Vereinsmeierei niemals lag, lebenslang aus voller Überzeugung gefördert und das Ehrenzeichen 50jähriger Zugehörigkeit zu unserem „Schwäbischen Albverein“ als Bestätigung tätigen Danks angesehen, den ich meinerseits diesen Förderern der Heimatkunde und Heimatliebe schuldig geworden bin.

Zugleich kam man durch diese Fahrten auch in aufschlußreiche Berührung mit dem völlig eigenständigen Leben des stolzen Patriziats der von der Residenz entfernteren Städte, die sich keineswegs als „Provinz“ – ein in Württemberg ganz unbekannter Ausdruck –, sondern als wirtschaftliche und kulturelle Mittelpunkte ihrer Gebiete fühlten. Das galt vor allem von „Calw, der Handelsstadt“ (ich habe den Namen von den echten Cälwern nie ohne dies Beiwort erwähnen hören), oder von dem nicht minder traditionsstolzen Biberach, von wo mir allerdings neben einem großen Turnfest, das die Bevölkerung des ganzen Umkreises anzog (natürlich damals noch nicht entfernt in den Ausmaßen heutiger Sportveranstaltungen) mehr noch die aufregende Episode des Ausbruchs eines Sträflings aus dem Gerichtsgefängnis in Erinnerung blieb, der, von den Verfolgern gehetzt, die Reiß durchschwamm; das war vor dem mittelalterlichen Hintergrund der Stadt eine recht drastische Illustration zu den Schilderungen des Biberacher Malers Pflug über die Zeiten der Gauner- und Diebesbanden, die im Oberland bis ums Jahr 1800 ihr Wesen trieben, und zur furchterregenden Gestalt des „Malefizschenken“, des Reichsgrafen Schenk von Castell, der ums Ende der Rokokozeit diesen Gesellen das Handwerk legte und sie in seiner „Fronfeste“ zu Oberdisingen an Zucht und Arbeit zu gewöhnen suchte.

Fahrendes Volk konnte man damals auf dem Lande draußen noch häufig treffen, Zigeuner und Bettelleute mit Tanzbären waren keine Seltenheit, und man gab ihnen, ohne zu geizen, ihren Obolus. Wenn bei der Großmutter die sorgsam auf Kreuzer und Pfennig geführte Wirtschaftsrechnung nicht aufgehen wollte – es konnte sich immer nur um einen minimalen Betrag handeln, den sie einzutragen vergessen hatte, – so schrieb sie eben: „einen Bären gesehen – zwei

Kreuzer.“ Heute soll es sogar bei städtischen Haushalten vorkommen, daß man erheblich größere Beiträge so abschreiben möchte – doch es gibt keine Bären mehr!

Von Biberach kamen wir auch erstmals ans Schwäbische Meer, und die erste Fahrt auf dem Dampfschiff „Christoph“ von Friedrichshafen nach Lindau war ein unerhörtes Ereignis. Dahinter lockten die Berge, und natürlich bestiegen mein Bruder und ich jeden Gipfel, wo uns die Sommerfrische der Eltern in Immenstadt oder Tegernsee dazu Gelegenheit bot, zum Schrecken der Mutter auch bei Regen und Nebel und immer in völlig unzulänglicher städtischer Kleidung, da der Alpinismus und mit ihm die alpine Ausrüstung noch in den Anfängen steckten – auch die Kenntnisse der alpinen Gefahren! Mit welcher unbehilflichen schwerem Zeug schleppte man sich damals die Höhen hinan! In welchem Aufzug sind noch ein paar Jahre später mein Bruder und ich bei einer Fußwanderung durch die Schweiz über Gotthard, Oberalpaß und Julier nach Pontresina und von da über den mannhoch verschneiten Scalettapaß nach Davos marschiert und dabei fast im Schnee untergegangen: eine Reisetasche umgehängt, lange Hosen, keine Schneebrille – Rucksack und kurze Hosen hätte doch kein akademisch gebildeter Mann getragen, wohl aber einen Regenschirm im Hochgebirge; genossen haben wir es trotzdem wie nur ein „Zünftiger“ heute!

Damals war das Wandern in der Schweiz noch eine Lust, – Bergbahnen gab es außer der auf den Rigi keine, Autos erst recht nicht; wer nicht wandern konnte, war von all diesen Schönheiten ausgeschlossen, die abseits des Weges der Postkutsche erst ihren ganzen Reiz zeigten. Und fast noch unberührt waren damals die deutschen Berge, die keine Scharen reisender Engländer und keinen Rekordgipfelstürmer anzogen.

Auch die besuchtesten Sommerfrischen waren, von den ganz großen Weltbädern abgesehen, noch in einem erfreulichen Urzustand. Meine Mutter erzählte aus jener Zeit von einer Hotel-Unterkunft in Binz auf Rügen, wo man die Eltern in das bestellte Zimmer einwies mit dem entschuldigenden Bemerkens: der Gast im anstoßenden Raum, der keinen eigenen Eingang habe, müsse allerdings jeweils bei ihnen durchmarschieren. Das erste, was mein Vater tat, war, einen Schrank vor die betreffende Tür zu rücken. Der eingeschlossene Nachbar mochte bitten, wie er wollte: der Vater erklärte, seinetwegen könne er durchs Fenster steigen, aber nicht durch sein Schlafzimmer. Er gab die Blockade zwar für dies erstmal noch auf, aber nur um sodann eine Radikal-Lösung durch

Auszug der einen oder andern Partei zu erzwingen. Dergleichen konnte einem damals leicht passieren!

Rottach, Egern und die andern Orte um den Tegernsee – später als „Lago di Bonzo“ für gewöhnliche Sterbliche kaum noch erreichbar und erschwänglich – waren friedliche schlichte Orte, auch die Unterkunft in der „Forelle“ am Plansee, zu dem wir auf einer Wanderung durchs Tannheimer Tal vorstießen, mehr als einfach. Wir stiegen über die Höhe nach Hohenschwangau und bestaunten aus der Ferne die Pracht des eben errichteten Neuschwanstein, von dessen Glanz Wunderdinge erzählt wurden. Der königliche Gralsritter Ludwig II. hauste damals einsam in seiner Burg, niemand durfte sie betreten – und niemand ahnte, wie nahe ihm schon das Verhängnis war!

Vom Besuch bei der Großmutter in Alzey, die nun ihrem jüngsten Sohn Oskar Holtzmann, der in den hessischen Kirchendienst getreten war, das Haus führte, lernten wir als Abiturienten im Jahr 1885 auch die Pfalz und auf anschließender Wanderfahrt mit unserem Schulfreund Winterlin, dem späteren Archivdirektor in Stuttgart, das Sagengebiet des Rheins kennen. Zu dritt, erstmals ganz ohne die Fürsorge der Erwachsenen, in diesem für den Zauber der Romantik so empfänglichen Alter, es war ganz herrlich! Wir lebten bald in den Vorstellungen der früheren Jahrhunderte, von denen wir ja eben erst auf der Schule mit Erfolg so viel gelernt hatten, zu Mainz oder am Königstuhl zu Rhense – bald in Erinnerungen an die großen Ereignisse des deutschen Aufstiegs, zu Nassau am Geburtsort des Freiherrn vom Stein, und zu Ems, wo der alte Preußenkönig im Jahr 70 die Zudringlichkeit des französischen Gesandten Benedetti zurückgewiesen hatte. Damals war noch jedermann das Lied vertraut: „König Wilhelm saß ganz heiter einst zu Ems, dacht' gar nicht weiter an die Händel dieser Welt . . .“ Man hat uns später belehrt, daß die als Nationaldenkmal hoch über dem Niederwald ragende Germania „Kitsch“ sei; echt war jedenfalls das Gefühl vaterländischer Begeisterung, mit dem wir als Achtzehnjährige auf diesem Platz standen. Wie unmöglich frevelhaft und höllisch schien uns der Attentatsplan, wie ein Anarchist bei der Einweihungsfeier hier den alten Kaiser mit sämtlichen Bundesfürsten hatte in die Luft sprengen wollen. Man hat sich dann daran gewöhnt, diese vielen Souveräne nicht als für die Nation lebenswichtig zu erkennen – damals nahm man das Altüberkommene im Rahmen des neuen Reiches freudig und vorbehaltlos hin. Mit solchen Eindrücken schlossen meine schönen Schuljahre, denen nun eine noch köstlichere Studentenzeit folgte.